

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

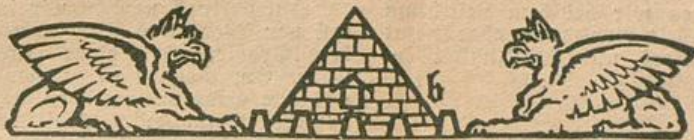
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1937

11.4.1937 (No. 15)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

26. Jahrg. Nr. 15



11. April 1937

Egon Vietta / Ueber Adolf von Grolmans
„Werk und Wirklichkeit“

I.

Grolman hat in „Wesen und Wort am Oberrhein“ dem Geseß der Landschaft nachgespürt, das im alemannischen Volksstamm Gestalt geworden und im oberrheinischen Wetterwinkel besonders schicksalsschweren Prüfungen des Deutschtums unterworfen war. Er hat so etwas wie eine Phänomenologie der oberrheinischen Geistesgeschichte gegeben und hat sich dabei die einzigartigen methodischen Erfahrungen, die wir dem alemannischen Juristen Bachofen verdanken, zunutze gemacht. Es war vornehmste philologische Arbeit, die sich ja nicht darin erschöpfen kann, kritisch zu sichten und methodisch zu ordnen, sondern den geistigen Gehalt, der im echtbürtigen Schrifttum verbrieft ist, zum Reden zu bringen, sichtbar zu machen hat. Die völkischen und landschaftlichen Kräfte, die in alle oberrheinischen Geistesurkunden von Belang eingegangen sind, auszuliegen: Das konnte nur Zusammenschau und Einfühlbarkeit in jenen Geist, der zwischen den Urkunden liegt, in das unwägbare geistesgeschichtliche Geschehen, bedeuten und weil die oberrheinische Geistesgeschichte mit der gesamtdeutschen und abendländischen Geschichte aufs engste verknüpft ist, bedingte dies einen Gang durch die europäische Geschichte, die bis an die Schwelle der Gegenwart zu großen Teilen mit der deutschen Geschichte gleichbedeutend war. Diese oberrheinische Geistesgeschichte war von der ständigen Spannung zur gesamtdeutschen Geschichte durchzittert: Hier stand Raum gegen Raum. Denn die oberrheinische Landschaft bildet ja einen Ausschnitt aus dem gesamten deutschen Siedlungsgebiet, ein Landteil, der allerdings an bevorzugter Stelle zur Auseinandersetzung mit allen westlichen und südlichen Einflüssen gezwungen war. Eine solche Zusammenschau ist eigentlich in unserem Schrifttum — etwa im Gegensatz zum romanischen — eine Seltenheit geblieben. Sie kann nur die Frucht eines überlegenen Kulturbewußtseins sein, das die Gewachsenheit und Bodenständigkeit der geistigen Leistung schlecht hin achtet und ehrt: Das Geistige wird zur Lebenslust, nicht nur zur gelegentlichen Verpflichtung oder zur gesellschaftlichen Bemühung. Diese großangelegte Ueberschau, bei der es auf den Generalbass und nicht auf die Einzelstimmen ankam, war im Grunde mit Emil Gött abgeschlossen. Gött ist 1908 gestorben: die oberrheinische Zusammenschau war also mitten in die Gegenwart, ohne die Geschlossenheit des Ganzen allzusehr zu gefährden, vorgetrieben. Trotzdem griff das Werk darüber hinaus in die aktuelle Gegenwart hinüber und betrat damit den schwankenden und höchst gefährlichen Boden der Wertungen. Die Literaturhistorie hat nicht zufällig das Aktuelle gemieden, weil es da eben aufs Durchsehen und weniger auf kritische Einsicht ankam.

II.

Streicht man die vielfach fragwürdigen oder auslegungsbedürftigen Aktualitätswertungen aus dieser oberrheinischen Geistesgeschichte, dann ergibt sich in „Wesen und Wort am Oberrhein“ eine lückenlose Einheit, in der die Zeit — nämlich

die Zeit eines Volkes — zutiefst erschaut und verlebendigt ist. Als der Generalnenner unserer Landschaft wird der „Ausgleich“, der „Einstand der Waage“, die seelische Ausgeglichenheit, kurz eine hohe menschliche und geistige Ausgewogenheit erkannt. Grolman hat für dieses durchgreifende Geseß, das den Gestaltwandel der Zeiten überdauert hat, den Begriff der Statik herangezogen. Wenn nun diese Schau richtig war, dann mußte sie sich in ganz anderem Maß bei der Betrachtung einzelner, geistesgeschichtlicher Persönlichkeiten bewähren. Erst die Einzelstudie konnte Gelegenheit geben, der Wesenstiefe dieser geistesgeschichtlichen Entdeckung auf den Grund zu geben. Insofern ergänzt das neue Werk, das Grolman „Werk und Wirklichkeit“ (erschienen 1937 bei Junfer und Dünnhaupt) betitelt hat „Wesen und Wort am Oberrhein“. Es behandelt Persönlichkeiten, die sämtlich schon in „Wesen und Wort am Oberrhein“ gewürdigt worden sind: nämlich Hebel, Thoma und Gött. Aber die Fragestellung ist doch auf ganz neue Bereiche ausgedehnt. In „Wesen und Wort am Oberrhein“ ging es um das Schicksalsbild einer Landschaft, und hier lag das Allgemeine der Untersuchung. Im neuen Buch geht es um das Schicksal Einzelner — um das „Verhältnismäßige von Werk und Wirklichkeit in der Paradoxie des Seins“, um einen Grolmanschen Titel, den er seiner wohl besten Studie, der über Sebastian Frand, vorangestellt hat, zu zitieren. Das erste Buch berührte sich mit den Aufgaben der Geschichtswissenschaft. Das zweite grenzt an weltanschaulich-religiöse Sachgebiete, führt aber zugleich in das eigentlichste Aufgabengebiet der — Literaturwissenschaft oder „literarischen Betrachtung“.

III.

Hier sei eine Zwischenbemerkung erlaubt. Grolman hat immerhin schon ein umfangreiches literarhistorisches Werk vorgelegt, das, angefangen von der Studie über Hölderlin, bis zu seinem ständigen Rechenschaftsbericht in der „Neuen Literatur“ über gegenwärtige literarische Erscheinungen wie jede bedeutende wissenschaftliche Leistung einer eigenen Methode folgt. Am konzentriertesten ist diese Methode in den Aufsätzen, die unter dem Titel „Literarische Betrachtung“ vereinigt sind, ausgenüht. Es sind wahre Kabinettsstücke der literarischen Definition und alle Vorteile, die das begrifflich-literarische Denken besitzt, kommen hier dem gewiß nicht weniger entwickelten literarischen Tatbestand zugute. Was ist etwa eine Novelle? Wie verhalten sich Recht und Schrifttum gerade in der deutschen Literatur? Was ist ein historischer Roman? Genau so, wie im jüngsten Buch der Aphorismus gegen das Sprichwort abgegrenzt wird, werden da sehr heilsame Begriffsklärungen geübt, um der literarischen Betrachtung rein formal den Boden zu ebnet. Am sinnfälligsten sind die Früchte dieser Anschauungsmethode in Grolmans Werk über „Zisters Romane“ zur Geltung gebracht. Es handelt sich ganz einfach darum, ein Meisterwerk lesen zu lernen, und dazu bedarf es seiner erschöpfenden Erfassung. Den sichersten, wenn auch

unbequemsten Zugang zum Meisterwerk bildet aber noch immer der formale Stechbrief, weil er rein äußerlich die Grenzen des Werks absteckt, und da das Formale schon tiefe Beziehungen zum Gehalt aufdeckt, ist damit der Weg zum Inhalt erschlossen. Diese Lehre vom rechten Lesenlernen, Deuten und Aufspüren der geheimen Kräfte der Dichtung ist auch die Methode, nach der in dem neuen Werk verfahren wird. Sie wird an drei Beispielen aus Hebels Werk, nämlich dem „Letzten Wort“, dem „Unverhofften Wiedersehn“ und dem „Kannitverstan“ gründlich ausgenüht. Schließlich offenbart sich ja die dichterische Existenz im Werk, und sie muß auch dort aufgespürt werden, wo sie am dichtesten ist. Der zweite Teil der umfangreichen Untersuchungen über Emil Götts, die das wissenschaftliche Kernstück des neuen Buches bilden, ist eine einzige Folge solcher literarischer Aufweise. Nun ist aber — auch wenn es widersinnig klingt — zu berücksichtigen, daß gerade die schwächsten Werke für die Erkenntnis der dichterischen Wirklichkeit — nicht des Werks — am wichtigsten sind. Denn sobald der Dichter mit seinem Werk nicht „zu Rande“ kommt, zeigt sich sein künstlerisches Schicksal am stärksten. Darum ist die Abhandlung über „Fortunatas Biß“, jenes Bühnenspiel Götts, das trotz jahrelanger Arbeit Fragment geblieben ist, am aufschlußreichsten für den Menschen Götts, seine Möglichkeiten und seine Wirklichkeit. Und damit wären wir bei dem Leitthema angelangt, auf das die jüngste Arbeit Grolmans abgestimmt ist: das „Verhältnismäßige von Werk und Wirklichkeit im künstlerischen Sein.“

IV.

Emil Götts notiert am 19. Dezember 1896 in seinem Tagebuch: „Menschen, von denen ich weiß, daß sie gute Bücher oder gar die besten lesen, die suche ich verlangend auf. Ich weiß mich dann in guter Gesellschaft. Solchen aber, die Bücher schreiben — schöngestigte und moralische — gehe ich aus dem Wege. Schriftsteller sind die schlechtesten Gesellschafter. Sie haben einen furchtbaren Hochmut, sind krank am Ehrgeiz und haben keinen Geschmack, außer an sich.“ Der Etel des Schrift-

stellers vorm Schriftsteller ist eine bekannte Erscheinung. Gewiß — aber warum tritt er immer wieder auf, warum kann er sich bis zum Aufstand des Geistes wider den Geist, bis zur Geistesindignität verschärfen, die ja auch von Schriftstellern propagiert wird? Liegt es daran, daß im berufenen Wortführer eines Volkes, als welcher sich jeder große und echte Schriftsteller doch einmal vor der ewigen Zeit und der Zeit seines Volkes ausweisen muß, die Ahnung einer größeren als der Wortwirklichkeit aufsteigt? Grolman hat es einleitend dahin zusammengefaßt, daß der „entschlossene, herb misverständliche Gang des Menschen durch alle Spiegelbilde des vordergründlichen Welttreibens hindurch zu Gottes großer Wirklichkeit, wo denn zuletzt die Worte aufhören“, führen müsse. Die künstlerische Wirklichkeit — Grolman nennt sie ganz richtig die Wirklichkeit, die „dem Dichter nicht zuante kommen soll“ — hebt also den Dichter über das private Sein hinaus und zwar in ein Sein, das „dem Volk zugehört“. Sie bedeutet ein Mehr, die Preisgabe unserer kleinen Achtung zugunsten der „letzten Dinge“. Nicht die privaten Erlebnisse machen die dichterische Wirklichkeit aus (woran die Romantiker scheiterte), es geht um eine objektive Welt, und mit der Erkenntnis dieser Welt erwacht auch die Verpflichtung, das Werk zu leben.

Intellektuell nennen wir im Schrifttum den Auseinanderfall von Werk und Wirklichkeit — doch das bildet eigentlich kein Problem, das einer „literarischen Betrachtung“ würdig wäre. Im Grunde genommen entwickelt Grolman das Werk aus der gesamt menschlichen Existenz, er setzt also die Einheit von Werk und Wirklichkeit voraus. Er legt nicht nur das Werk, sondern den ganzen Menschen aus, und er greift durch den Menschen hindurch zur „göttlichen“ Wirklichkeit, die sich im Menschen manifestiert, und jene hintergründige, literarhistorische — Kriminalistik, jenes Aufspüren der „letzten Dinge“ im Menschen zeichnet auch seine besten Arbeiten aus. Es sind seelische Mönchsbilder, wie er sie an Stifter, Grimmselshausen, Sebastian Franck oder — Götts versucht hat.

(Schluß folgt)

W. G. Desterling / Graf Leopold von Hochberg und Schillers Sohn Karl in Heidelberg

Ueber die Heidelberger Studentenjahre von Goethes Sohn August sind wir ausgiebig unterrichtet, zumal seit Otto Bojarzins Büchlein von 1917.

Daß auch Schillers Erstgeborener die Universität Heidelberg besuchte, ist weniger bekannt. Im Schwabenland ist er geboren, nämlich in Ludwigsburg am 14. September 1793. Seine Eltern waren damals zu Besuch in Schillers alte Heimat gereist, die er nicht vergessen hatte, und zwar war die Reise um diese Zeit mit Absicht unternommen, da Schiller den Wunsch hegte, sein erstes Kind möge dort das Licht der Welt erblicken, wo es auch ihm zuerst geleuchtet hatte. Heinrich Voss, der Sohn des Homer-Übersetzers, erzählt in seinen „Mitteilungen über Goethe und Schiller in Briefen“ (Heidelberg 1834) manch reizenden Zug von der Vaterliebe des großen Dichters zu seinen Kindern, besonders zu seinem „Goldsohn“ Karl. „Eines seiner Lieblingsspiele mit ihm ist Löwe und Hund gewesen, und bald hat Schiller, bald sein Karl den Löwen agiert, und alle beide sind dann auf vier Füßen im Zimmer herumgekrochen . . . Am heitersten war Schiller bei Tische, wenn er sein Häuflein beisammen hatte . . . Die Kinder hatten ihn auch unbeschreiblich lieb. Wenn eins zu ihm ins Zimmer kam, so kletterte es an ihm hinan, um ihn zu küssen; und manchmal kostete es Mühe zum Zweck zu kommen, denn Schiller war sehr lang und tat im geringsten nichts, um es den Kindern zu erleichtern, zu seinem Munde empor zu klettern.“

Die Sonne dieser gesegneten Jugendjahre begleitete unsern Karl durchs Leben. Obwohl er den Vater frühe verlor, aber doch schon in einem Alter, wo ihm die Bedeutung dieses Verlustes das Herz schwer machte, ist er ein von Heiterkeit erfüllter Mensch geworden und geblieben.

Am 25. Oktober 1810 kam er in Heidelberg an, um dort Forstwissenschaft zu studieren.

Er wurde später Oberförster in Vorch und in Neuenstadt an der Binde (im Kochertal), bekam 1845 den Freiherrn-Titel, trat 1851 in den Ruhestand und ist 1857 in Stuttgart gestorben. Er war seit 1825 mit Luise Voher, Tochter eines württembergischen Oberamtsarztes verheiratet, die 1804 in Freudenstadt geboren war und 1889 in Stuttgart gestorben ist.

Am 27. Oktober 1810 fand seine Immatrikulation statt. Aus seinem Stammbuch, das in den Besitz von Frau Anna Lanz in Mannheim gelangte, eine Nichte von Karl von Schillers Gattin, ersehen wir aus fast allen Einträgen von Freunden, Freundinnen und Lehrern den frischen, z. T. übermütigen Ton, der offenbar in diesem Kreise herrschte. Zum Beispiel:

Ein Mädchen und ein Gläschen Wein,
verschunden alle Not,
Und wer nicht küßt und wer nicht trinkt,
der ist so gut wie tot.

Wer die weiteren Verse ähnlicher Art kennen lernen will, den verweise ich auf Ernst Müllers Aufsatz in der Zeitschrift für Bücherfreunde (10. Jan. 1906/7).

Karl von Schiller wußte, daß er seinem Vater bis zu einem gewissen Grade ähnlich war; aber er hielt sich von jedem eingebildeten Stolz frei und versuchte nie, den Dichtersohn herauszuföhren oder gar selber — abgesehen von ganz frühen und mißlungenen Jugendversuchen — den Pegasus zu besteigen. Er sagte manchmal scherzend: „Ich gleiche meinem Vater bis daher“ und hielt dabei die Hand bis unter die Stirn. Aller krankhafter Ehrgeiz lag ihm ferne.

Das zeigte sich auch bei der Begegnung, die Karl von Schiller in Heidelberg mit dem Grafen Leopold von Hochberg, dem späteren Großherzog von Baden, hatte. Dieser studierte damals, als von seiner Thronfolge noch nichts verlauten konnte, an der hohen Schule in Heidelberg, wo er vor allem die juristischen und staatswissenschaftlichen Vorlesungen fleißig besuchte, wie seine sorgfältig geführten Kolleghefte beweisen. Er war ein stattlicher und schöner Jüngling und verkehrte unbesungen in studentischen Kreisen, ohne es zu allzu nahen Verbrüderungen kommen zu lassen. Er liebte die Dichtung und die schönen Künste, freute sich an Anekdoten, Vorfällen in der Stadt und an witzigen Gesprächen. Der Philosoph Joh. Jak. Wagner, der von 1809 bis 1815 in Heidelberg als Dozent wirkte, schreibt von ihm am 24. Februar 1811 an seinen Lehrer A. Adam: „Durch meine Vorlesungen über Geschichte habe ich die Bekanntschaft eines Grafen von Hochberg . . . gemacht . . . Der junge 23jährige Mann ist ein Antonius von Gestalt, hat hohen Geist und ein edles Gemüt, und es hat sich zwischen uns eine Freundschaft entsponnen. Wir begleiten uns wechselseitig vom Kollegium nach Hause und plaudern dann fast so geschwätzig wie Kinder.“

Zur nächsten Umgebung des Grafen gehörten einige badische Studenten, unter ihnen der Freiherr Ferdinand von Biedenfeld, dem wir einen Bericht über diese Zeit verdanken. (Vgl. über ihn den 2. Teil meiner „Geschichte der Literatur in Baden“, S. 36 ff.) Von diesen Landsleuten nahmen immer etliche an den Ausflügen, Jagden, Festen des Grafen teil und wurden abwechselnd zur täglichen Tafel herangezogen. Seltener

verfrisch eine Woche ohne den Besuch irgend eines Fremden, darunter sich gelegentlich bedeutende Männer befanden.

Einmal war Aloys Schreiber, der Dichter, Professor der Aesthetik und spätere Hofhistoriograph, bei der Tischgesellschaft und gleichzeitig mit ihm der Forststudent Karl von Schiller. Der stämmige Jüngling, dessen Dialekt zwischen Thüringisch und Schwäbisch hin- und her schwankte, war ein von Gesundheit strotzender Blondkopf, dessen blaues Auge eine heitere Schalkheit verkündete. Da Graf Leopold von Hochberg an diesem Tag aus irgend einem Grund eigenen Gedanken nachhing, beherrschte Aloys Schreiber das Gespräch bei Tische, und so strömte Frage auf Frage an Schiller von seinen Lippen. Dieser war davon nicht sonderlich erbaut, da ihn das Gerede nur von den Tafelgenüssen ablenkte, so daß er immer kürzere Antworten gab. Als Schreiber ihn nach seinen eigenen Dichtungen ausforschte, lehnte er deutlich ab: „Ich bin kein Dichter; die stärkste Kelter würde keinen gesunden Vers aus mir herauspressen.“ — „Merkwürdig“, äußerte sich der Professor, „sonst fühlen die Söhne gewöhnlich den Drang, auf dem

Weg ihrer großen Väter fortzuwandeln.“ — „Bei mir ist der Apfel weit vom Stamm gefallen. Es tut mir wohl, daß die Welt meinen Vater den großen Schiller nennt. Aber ich habe keine Lust, den Narren zu machen und den Kritikern Anlaß zu geben, auch von einem kleinen Schiller zu reden.“ Aber der Hofrat Schreiber war zäh wie Schafleder und verstieg sich trotzdem zu der weiteren Frage: „Und womit beschäftigen Sie sich jetzt?“ — „Mit diesem Stück Melone“, antwortete Schiller und hielt mit unbeschreiblich komischer Ruhe einen Melonenschnitt in die Höhe, so daß alle Anwesenden lachen mußten, einschließlic Graf Leopold und Hofrat Schreiber selbst.

So wie Karl von Schiller uns hier entgegentritt, ist er zeit lebens geblieben: fern von allem falschen Ehrgeiz, tüchtig in seinem Fach, heiter und gesellig, wie die Züge auf seinem Bildnis im Schiller-Museum zu Marbach ihn darstellen. Er kannte den Abstand zwischen sich und seinem Vater. Der Schalk spielte um seinen Mund, wenn er sagte: „Mein Vater hat zwar gute Gedichte gemacht, aber einen Hasen hat er nicht schießen können.“

Friedrich Reim / Satan Gold

Es war in dem Kimberlydistrikt von Nordaustralien, in dem wasserarmen Landstrich, der sich zwischen den Regenflüssen Fitzroy und Ord erstreckt.

Ein Perlfischerboot hatte Roring Mac, Ginger Bill und mich in der Brunswidbai an Land gesetzt. Wir waren mit allem versehen, was Prospektoren benötigen. Jeder schleppte ein Winchestergewehr, hundert Patronen, einen Wasserfack und ein Henkeltöpfchen mit. Im Segeltuchrucksack aber waren fünfzehn Pfund Mehl, etwas Tee, Salz, Zucker und getrocknete Aprikosen. Als besondere Belastung trug Mac den Bickel, Bill das Kleinhandwerkzeug, während mir ein Schaufelstiel sehr lästig wurde. Als ganz besonderer Luxus kam noch eine Wolldecke hinzu, da es zeitweise, trotz der außergewöhnlich hohen Tagestemperatur, des Nachts empfindlich kalt werden konnte.

In Kleidung war ausreichend, was wir am Leibe trugen. Unsere erste Aufgabe war, aus dem Bereich des Ueberflutungsgebietes zu kommen, da der Wechsel der Gezeiten einen Höhenunterschied von vierzehn Metern betrug. Auf die Gefahr hin, von dem Hochwasser überrascht zu werden, taten wir uns gütlich an den kleinen Riffautern, mit denen die Korallen über und über behangen waren. Dieses „Krafftutter“ zeitigte jedoch einen solchen Durst, daß wir, ehe es Abend wurde, bereits einen Wasserfack geleert hatten. Doch das eine Gute hatte die überreichlich genossene Rohkost, daß wir kein Abendbrot, auch kein Frühstück am nächsten Morgen benötigten.

Die Landschaft bot sich als Scrub- und Spinifexwüste. Ueber ihr ragten bis zu drei Meter hohe Termitenhügel, die Landmarken gleichen, sowie vereinzelt Baobabäume. Letztere mit kahlen Ästen; nur an manchen Zweigen hingen große schwarze Nüsse. Brach man aber deren dünne Rinde auf, so entfiel der Affenbrotfruchtbaumnuß nur ein Häuflein gelber Staub und drei bis vier Kerne.

Nur selten sahen wir ein schönes Wallaby oder ein davon stärmendes Emu. Rissiger Morastboden wechselte mit weiten Sandflecken, wo die Sonne nicht nur vom Himmel, sondern auch von unten her in aufgespeicherter Energie brannte. Die Sohlen der Schuhe wurden so heiß, daß das Gehen zur Qual wurde. Kein Vogel sang, kein Insekt summte. In klimmernder Weite erstreckte sich der Vorgesmack der Hölle, wie Mac das Land bezeichnete. Was Bill zu der Entgegnung veranlaßte: „Wenn man Gold auf den Straßen fände, wären wir drei gewiß zu spät gekommen.“

Diese Unterhaltung genügte für den ganzen Tag, bis wir das Nachtlager bezogen.

Am dritten Tag unseres Wüstenmarches fanden wir eine sogenannte „Well“, einen tief im morastischen Boden liegenden Tümpel. In ihm hatte die ganze übriggebliebene mikroskopische Lebewelt von Nordwestaustralien den letzten Zufluchtsort gefunden. Das Wasser war braun und so zähe, daß man es beinahe schneiden konnte. Das war die zweite Lage Rohkost, die Bill und ich uns einverleibten. Mac dagegen kochte seinen Trank ab und nannte es Insektenfleischbrühe, weil er vorzog, aus seinem Magen einen Friedhof statt einem Aquarium zu machen. Immerhin war diese Brühe besser als gar kein Wasser.

Sechs Tage waren wir nach Osten gezogen. Tage, reich an Mühen und Entbehrungen. Das Wasser aus der „Well“, mit dem wir die Wasserfack gefüllt hatten, wurde schon am zweiten Tag faul. Es roch fürchterlich und es kostete Mühe, einen Schluck davon hinunterzuwürgen. Am siebten Tag trafen wir einen Buschmann, der mit seinen drei Frauen westwärts zog. Ich beteiligte mich nicht an der Gebärdenprache, die mit einzelnen Buschbrocken eine Verständigung ermöglichte. Doch um den „Wilden Mann“ freundlich zu stimmen, gab ich ihm einen Brocken Blocktabak, drehte mich auf die Seite und schlief sofort ein. In meinen wilden Träumen wirkten die menschlichen Schmerzensschreie, die ich zu hören glaubte, nicht störend, das

heißt, ich war zu müde, um die Wirklichkeit erfassen zu können. Am andern Morgen zogen wir weiter, zu meinem Staunen von dem Buschmann geführt.

Es währte nicht lange, bis mir die scheuen Blicke auffielen, die der Buschmann meinen Gefährten zuwarf. Zur Rede gestellt, meinte Mac leichtsin: „Du verstehst nicht, mit diesen Affen umzugehen. Darum halte den Schnabel und wackle mit, solange du kannst!“

Vor Mittag erreichten wir ein kahles Miniaturgebirge. Der Führer wies auf eine kleine Schlucht, und schon stürzten meine Gefährten wie Habichte auf die kleinen glänzenden Körnchen, die ringsum zerstreut lagen. „Muvialgold!“ brüllte Mac und auch Bill gebärdete sich, als ob er plötzlich den Verlust verloren hätte. Ich konnte nur den Kopf schütteln. Der Buschmann beobachtete mich lauernd, dann fragte er in krächzenden Kehllauten: „Hier Gold, dort Wasser, was will der weiße Mann?“ „Für einen Trunk frischen Wassers ist mir zur Zeit alles Gold der Welt feil“, lachte ich.

„Komm!“ entgegnete er.
Wenige Minuten später stand ich vor einer tiefen Felspalte. Kühl, erfrischend schlug mir die Luft aus der Tiefe entgegen.

„Steig hinab und laß deine Zunge!“ forderte mich der Buschmann auf.

„Du bist ein feiner Kerl. Hier nimm meine Pfeife und den Rest Tabak. Ich würde dir mehr geben, aber ich habe selbst nichts. Na, meine Gefährten werden dir auch noch etwas schenken“, meinte ich.

„Sie haben mich bereits ausbezahlt“, grinste der Buschmann.

„Und davon weiß ich nichts?“
Der Buschmann griff seine dünnen Wurflangen fester und stieß drohend hervor: „Sie haben mich in der Nacht gebunden und die Glieder verdreht, bis ich versprach, sie hierher — in den Tod zu führen.“

„Warum hast du nicht gerufen?“ fragte ich.

„Ich schrie, doch der weiße Mann erwachte nicht.“

„Eine Negerin hätte mich wahrütteln können.“

„Der Rothhaarige hielt sie mit der Waffe in Schach“, unterbrach mich der Buschmann.

„Um — und was hast du nun vor? Bedenke, es sind meine Gefährten und ich werde jeden Anschlag gegen sie verhindern.“
„Ich werde keine Lanze schleudern, denn das Gold wird sie töten“, grinste der Buschmann.

„Wie?“

„Ich ziehe meine Wege. Du aber nimm die drei Wasserfack, fülle sie mit dem, was für dich das Leben bedeutet und lehre zur Rüste zurück, ohne deine Last mit Gold zu vermehren.“

Der Buschmann hob grüßend die Hand, die den Bündel Wurflangen umklammerte und schritt, von seinen Frauen gefolgt, schnell und leichtfüßig davon.

Zuerst stieg ich die Felspalte hinab und konnte mich lange nicht von dem klaren Wasser trennen. Nachdem ich meinen Wasserfack gereinigt hatte, füllte ich ihn und eilte zu den Gefährten zurück. Ehe ich jedoch die kleine Schlucht erreichte, schrillte es mir entgegen: „Halt, keinen Schritt weiter! Das ist Bills und mein Claim, stecke dir ein anderes aus, wo du willst.“

„Mensch, Mac, ich bringe Wasser, helles klares Wasser! Nimm davon einen Schluck, es wird dir gewiß gut tun“, lachte ich.

„Glaubst du, daß wir uns vergiften lassen?“ Auch Bill stimmte ein: „So schlau wie du, sind wir schon lange. Das könnte dir gerade so passen!“

„Merks, seid ihr verrückt geworden?“ fragte ich und erkannte zugleich, daß Satan Gold grinsend zwischen uns stand. Alle Freundschaftsbande hatte er zerrissen, alle Erinnerung

des gemeinsam Ueberstandenen hinweggewischt. Sollte der Buschmann recht behalten? Nein — das durfte er nicht.

„Jungens“, begann ich wieder, nun seid mal vernünftig. Behaltet alles Gold, was ihr findet, ich will euch sogar noch die Wasserjücke kostenlos füllen.“

„Hahahaha!“ lachte Mac, du bist ein Heiliger, Fredy! Du kannst wohl keiner Fliege ein Leid zufügen? Hahaha! Der Nigger hat dich wohl ein neues Evangelium gelehrt? Aber wir wollen nicht so sein. Hier sind die Wasserjücke, fülle sie und truble ab damit. Wir brauchen sie nicht mehr, bald werden wir in Sekt schwimmen.“

„Nahre los, sonst kannst du höchstens noch eine Kugel dazu einstecken“, schrie Bill, und die beiden Wasserjücke schlugen klat-schend vor meine Füße.

„Aber Nerls, ihr könnt doch ohne Wasser niemals wieder die Küste erreichen“, gab ich ruhig zu bedenken.

„Das ist unsere Sache, lieber Fred, schieb ab und kümmerge dich nicht weiter um unsere Gesundheit. Was gewiß gut, aber nicht uneigennützig gemeint ist!“

„Also gut, dann bis morgen!“ entgegnete ich und kehrte zur Wasserstelle zurück.

Dort saß ich lange und zerbrach mir den Kopf über die Macht des gelben Metalls, das den Verstand des Menschen so verwirren konnte.

Am andern Morgen waren die Gefährten verschwunden. Eine leichte Fußspur, die sich bald verlor, lief nach Westen. Unverzüglich machte ich mich mit den gefüllten Wasserjücken auf den Rückweg.

Bei der Kupfermine Onara erreichte ich die Küste, doch von Roring Mac und Ginger Bill habe ich nie wieder gehört. Das Gold hatte sie, wie der Buschmann voraussaß, getötet.

Hans G. Desterling / Im Sturm

Es ist Freitag, und es ist Abend.

Mit nassen Kleidern sitzt der Mensch Johannes in einer warmen Stube im Hohenwald. Draußen singt der Regen, und der Sturm spielt seine gewaltigen Contrabaßakkorde dazu. Eigentlich weiß Johannes nicht einmal genau, warum er hierher gefahren ist. Er gehört zu den Leuten, die es mitunter in der Stadt nicht mehr aushalten.

Oben auf dem Berg, da hat ihm der Sturmwind wieder einmal gezeigt, wie stark er ist. Er nahm eine Tanne zwischen die Fagen, riß an ihrem Wipfel, daß sie vor Schmerz laut aufschrie. Sie wand sich, aber seinem Griff entkam sie nicht. Er bog sie, er zerzte an ihrem Leib, er warf Arme voll Schnee auf ihre Aeste, sie krümmte sich tief, und dann entfuhr ihr plötzlich ein Schrei, und sie stürzte krachend und splitternd zur Erde.

Dann war eine atemlose Stille im Walde.

Aber plötzlich lachte der Sturm laut auf, und er fauste über den Berg.

Johannes ging zur Tanne. Als sie stürzte, zuckte ein schneidendes Messer durch sein Herz. Sie starb wie Menschen sterben. Die Aeste wippten noch, und ein Zittern huschte über ihre Zweige. Aus ihrem Innern rieselte viel gelbes Mehl, wie Blut aus der Wunde. Es war schnell gegangen mit ihrem Tode. Schneller, als wenn die Männer gekommen wären, um sie über dem braunen Nadelboden abzusägen. Das weiße Sterbezeichen hatten ihr die Förster auch schon eingehauen.

Johannes merkte auf einmal, daß der Schnee an ihm schmolz, daß Wasser in seinen Schuhen quatschte, daß es an den Strümpfen hinunterlief. Ein dünner Regen rieselte vom grauen Himmel. Aber er war dem Regen nie böse. Der lief ganz zart über seine Schläfen und machte sich, ohne Johannes weh zu tun, eine Bahn in dessen Haar und baute sich auf seinem Kopf ein schmales Dachbett. Da läuft es warm hindurch, kommt an Johannes' braune, glatte Stirn und kullert über seine Backenknochen. Es kitzelt, und der Mensch kichert leise vor sich hin. Wenn es zuviel wird, schüttelt er sich — wie wenn man mit Kindern spielt und will sie wieder los werden. Dann fliegen die lustigen Tropfen weit von ihm weg auf den Boden.

Der Sturmwind kommt wieder. Es säuselt in der Luft, bis er da ist. Die Tannen raunen es sich in den Wipfeln zu: „Achtung, gebt Acht, der Sturm kommt!“ Und schon dröhnt sein Brüllen von fern her. Jetzt ist er da. Er ist unmutig über Johannes, weil er so lang bei der Tanne bleibt. Er dreht ihn im Kreise und wirft ihm seine Kleider durcheinander. Nun setzt sich Johannes aufs Rad, und der Sturm nimmt ihn und setzt ihn hinauf auf den Berg.

Für einen Augenblick zerreißt der Sturm die Wolkenvorhänge, und blankes Land, Hügel und blaue Täler leuchten mit einem Schlags auf. Der silberne Rhein glitzert in der grünen Ebene, die Vogesen stehen in klarer Kette drüben im Elsaß, und matt-violettes Licht liegt weich von der untergehenden Sonne über ihnen. Dann fahren die Wolkenvorhänge vor dem Bilde wieder zusammen, und Johannes sieht, daß nur wenige niedere Tannen, vom Wetter zerfetzt wie Rauchfahnen, auf den Halben, wo das Vieh das harte Gras niedergefressen hat, in seiner Nähe stehen. Da fragt ihn der Sturm, was er wünsche. Johannes streckt die Hand aus, zeigt ihm eine ferne, weiße, bleiweiße Wolke über den Bergen und sagt: Bring mir die!

Der Sturm hat lange Arme, viel längere Arme als irgendein Mensch oder eine Maschine. Johannes setzt sich auf einen Felsblock, denn einige Minuten muß er warten, bis sich der Wind herumgedreht hat und über die Täler greifen kann. Jetzt packt er die Wolke. Er hebt sie langsam hoch, aber sie widersteht sich seinem Willen. Dann drückt er sie wie einen Hund mit dem Genick ins Tal und schleift sie her über die Bauernhöfe, über die Straßen, und die Weidenbüsche. Die Wolke ist schwer, sehr schwer. Der Wind feuert und stöhnt, aber er bringt die Wolke. Wie einen Mantel legt er sie um Johannes. Sie

ist feucht und lau und gierig. Alles hat sie gefressen, das Tal, die Gehöfte, die Tannen, deren Zweige Johannes aus der undurchsichtigen Ferne winkeln hört. Und sogar seinen Felsblock hat sie am Fuße angenagt, die große, weiße, bleiweiße Wolke..

Nach einer halben Stunde nimmt der Wind den Wolkemantel von Johannes' Schultern und läßt ihn langsam ins andere Tal hinunter gleiten.

Jetzt setzt sich Johannes wieder aufs Rad, denn auch er will ins Tal. Aber der Wind widerrät ihm: Bleib hier oben, du kommst zu den Menschen. Bleib hier, Freund, sonst bin ich die ganze Nacht allein. Kein Mensch kommt zu mir in der Nacht. Schlage wieder wie vor einer Woche dein Zelt auf, und ich werde dir wieder die ganze Nacht hindurch meine alten Lieder singen. Er raunt es, der Wind, ganz zärtlich. Aber Johannes läßt sich nicht aufhalten. Ich habe nasse Kleider. Aber da lacht der Wind, und: Ich trockne sie dir wieder, gibt er zur Antwort. Du wirst sie bis morgen nicht trocken, sage ich dir! erwidert ihm Johannes und beginnt zu fahren. Aber da stemmt sich der Wind gegen ihn. Du sollst nicht ins Tal!

Johannes muß treten, obwohl es abwärts geht. Der Wind hat eine unheimliche Kraft, er schüttelt den Menschen von allen Seiten, er drückt ihm gegen die Brust. Und ich fahre doch ins Tal! feuert Johannes. Der Sturm gibt nun keine Antwort mehr. Er kämpft still und verbissen. Er macht Johannes' Füße zu Eisklumpen: so kalt und schwer. Er preßt ihm das nasse Hemd an die Haut, daß es ihn fröstelt. Er sticht ihn mit tausend Nadeln in die Schläfen. Laß nach, Wind! bittet Johannes mit erdrückter Stimme.

Aber der Wind brüllt wortlos.

Spät am Abend hat Johannes das Tal erreicht.

*

Nun flirrt es manchmal an den Fensterscheiben, daß sie einen scheppernden Klage-ton von sich geben: der Wind schaut nach dem Menschen Johannes.

In der niederen Wirtsstube schwebt blauer Zigarrenrauch um den dunkeln Lampenschirm. Am Tisch neben Johannes sitzen drei Bauern und spielen stumm ihr Zego. Er bleibt lange auf und schaut durch die kleinen Scheiben, was der Wind draußen für Spiele treibt. Der stellt die Regentreifen um, bald nach der einen, dann wieder nach der andern Seite.

Johannes sitzt immer noch am Fenster.

In der Ferne läutet eine Glocke. Der Wind spielt mit den Klängen, er zerreißt sie und wirft sie wie Bälle bald kraftvoll, bald kraftlos durch die Luft, daß sie laut-nah und wieder fern-leise an Johannes' Ohr dringen. Manchmal hackt der Sturm einen Klana mitten im vollen Tönen auseinander. Wie ein sterbendes Abendlied verwehen die letzten Glockenschläge in die Nacht, ganz leise bum — bum — — bum — —

Nun treibt der Wind ein nasses Blatt über die schmutzigen Wasserlachen; es klattert im Dickzad hin und her wie die Seele eines, der keine Ruhe finden kann. Dann klebt er es klat-schend an die weiße Kalkwand des Hauses gegenüber. Jetzt rasselt er an den Schindeln am Dach. Ein paar, die locker und schadhast sind, wirft er in den Regen. Der Bauer soll neue und bessere hinmachen. Dauernnd erfindet er etwas Neues, das er dem Menschen Johannes zeigen muß. Denn er hat Angst, daß er ihn vergessen könnte.

Aber Johannes vergißt ihn nicht, seinen Freund, den Wind.

*

Am Montag sitzt Johannes wieder an seinem Tisch und arbeitet. Klirrt fliegt die Arbeit von seinen Händen, daß es nur so seine Art hat. Hell und heiter leuchten seine Augen, obwohl der Stadthimmel grau und naß ist. Die Kameraden stecken die Köpfe zusammen und fragen ihn aus.

Er aber lacht und sagt flugend: „Der Sturm, ja, und der Wind...“